

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 20 (1930)
Heft: 34

Artikel: Simujah, die Königsfrau [Fortsetzung]
Autor: Vögtlin, Adolf
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-642529>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 08.11.2024

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Die Berner Woche in Wort und Bild

Nr. 34
XX. Jahrgang
1930

Bern,
23. August
1930

Ein Blatt für heimatliche Art und Kunst. — Gedruckt und verlegt von Jules Werder, Buchdruckerei, in Bern.

Zwei Gedichte von Heinrich Anacker.

Durchbruch den ewig-gleichen Kreis.

Durchbrich den ewig-gleichen Kreis,
In den Gewohnheit dich gebannt:
Es blühen außer'm schmalen Gleis
Noch ganze Welten unerkant!

In deiner Seele Rätselgrund
Ruh'n Möglichkeiten reich und tief,
Und sehnen sich bis Hand und Mund
Sie schöpferisch ins Leben rief.

Spielt das erhabene Lebenslied
Auf allen hundert Saiten du —
Dann fällt die Külle, die dich mied,
Als lachend-reife Frucht dir zu!

Liebe in der Dämmerung.

Ich bin bei dir im Dämmerlicht.
Mit leisem Duft, mit blassem Schein
Blüht aus den Kissen dein Gesicht.
In reifer Süße bist du mein.

Der Regen vor dem Fenster singt;
Die Nacht tropft nieder in den Tag,
Bis alles sich gelöst durchdringt
In Liebespiel und Tropfenschlag.

Ich bin das Dunkle, hell bist du —
So sind wir seit Beginn erwählt,
Daß unser Sein zu tiefer Ruh'
Im Traum der Dämmerung sich vermählt.

Simujah, die Königsfrau.

Ein idyllischer Roman aus Sumatra von Adolf Böglin. Copyright by Hans Huber, Verlag, Bern

8

Als ich nach Arbeitsluß in die kleine wacklige Mietkammer stieg und, das schöne Abendrot im Rücken, auf meine Sendung ausfuhr, überkam mich plötzlich nach den Aufregungen des Tages eine beglückende Ruhe. Meine Augen erschlossen sich dem Zauber des Tropenlandes, an dem ich seit längerer Zeit wie mit Blindheit geschlagen und deshalb teilnahmslos vorübergegangen war, den armen Kopf voller Arbeitsgedanken, das Herz voll von einer Sehnsucht, deren Erfüllung ich nicht abzusehen vermochte. Das hohe dunkelblaue Himmelsgewölbe bedeckte sich am östlichen Rande schon mit dem Schleier der Nacht, die Abendglut im Rücken spielte in den Wagenlaternen und überschüttete den Kutscher wie das Pferdchen, bis auch sie rasch erlosch. Die Natur hüllte sich in Schweigen. Vereinzelt nur noch ertönte hier und dort ein Vogelgeschrei. Im nahen Walde flüchtete sich ein Affenschwarm durch die Wipfelzweige tiefer ins Innere, und hoch oben zogen in langen Zügen die Kalongs, die fliegenden Hunde, ihre Bahn gegen die ferne Meeresküste. Die Dunkelheit breitete sich über alles aus. Leuchtkäfer schwankten durch die Luft und verwandelten da und dort die Bäume, daß sie flimmerten wie Weihnachts-tannen. Grillen zirpten so scharf und deutlich wie ein elektrisches Silberläutwerk. Dieses Leben und Weben in der weiten Einsamkeit versetzte mich in gehobene Stimmung.

Diese aber war die Quelle der Gewißheit, daß mir mein Vorhaben gelingen werde, und verlieh mir eine ungewohnte Sicherheit auf dem unbekanntem Gelände, das ich in dieser ausgesprochen malaiischen, nächtlich lauernden Umgebung betrat. An den spärlichen Lichtlein rechts und links der Straße erkannte ich endlich, daß Bulian erreicht war, und bald darauf hielt mein kleines zweiräderiges Gefährt vor dem Hause des Tuanku still.

Ein Leibgardist, der davor Wache stand, erklärte mir, der Fürst sei abwesend und ich tue am besten, mich an dessen Stellvertreter, den Tuanku Djaksa, zu wenden. Dieser war zu Hause und lud mich ein, auf die Veranda zu kommen, wo er mich am runden Tisch unter der Lampe Platz nehmen ließ. Ein schwächlicher Mann, mittleren Alters, von ziemlich heller Hautfarbe und mit einem schwarzen Schnurrbärtchen, glich der Würdenträger in seiner Amtstracht, dem weißen Anzug mit den vergoldeten Knöpfen, fast einem holländischen Beamten, dessen einer Elternteil in Java seine Ahnen besaß, und nur die schwarze, goldgestickte Samtmütze ließ auf den ersten Blick den Unterschied erkennen.

Sein deutliches, wohlgelesenes Malaiisch verriet sofort dem Mann aus dem Volk überlegenen Kopf, und sein ganzes Auftreten wies die Sicherheit des Gebildeten auch dem ihm an Wissen überlegenen Europäer aus. Ich brauchte

über mein Anliegen nicht viele Worte zu verlieren. Der Tuanku kannte den Fall bereits, da Simujahs Onkel von Pontius zu Pilatus gelaufen war und alle Hebel in Bewegung gesetzt hatte, die für ihn erreichbar waren. Simujah kannte er von früher als die Frau seines Oberherrn und schätzte sie zudem als die Freundin seiner eigenen Lieblingsfrau, die aber nicht im Hause, sondern auf einem entfernten Landsitz wohnte. Der Tuanku Djaksa versicherte mir, daß der Anstellung der Umstrittenen in meinem Hause von seiten des Tuanku, des Oberherrn, nichts im Wege stehe; doch empfehle er mir, aus Gründen der Höflichkeit, den letzteren um seine Erlaubnis anzufragen. Das einzig Unangenehme an der Sache sei das Verhalten des fanatischen Onkels, der jedoch auf gesetzlichem Wege nichts gegen Simujah unternehmen könne, da er keinerlei Recht auf sie habe. Es sei nur zu hoffen, daß er nicht zu Gewalttaten greife, sondern sich nach und nach beruhige.

Während dieser Unterhaltung war es im Hintergrunde der Veranda, die mit einer verstellbaren Wand gegen die Türe ins Hausinnere abgeschlossen war, lebendig geworden, und von Zeit zu Zeit hielt ein neugieriger Frauenvolksgast nach dem ungewohnten, durch den besondern Fall aber interessant gewordenen Gast. Dann vernahm ich wieder ein Tuscheln und Richern, bis endlich der Tuanku seiner hinter der Wand versteckten, zweiten Hauptfrau, einer hellhäutigen Benangmalain, rief und sie aufforderte, dem Gast die Hand zu geben. Gleichzeitig ließ er eine Flasche Bier bringen, die mich, wenn auch warm wie die Luft selbst, als Zeichen des Friedens tiefer erlabte, als wenn ich sie zu Hause frisch aus dem Eisschrank geholt hätte.

Inzwischen war beim Tuanku muda nachgefragt worden, ob ihm mein Besuch genehm wäre, und als eine bejahende Antwort eintraf, verabschiedete mich der Tuanku Djaksa zu seinem Oberherrn.

Hier wurde mir ein ähnlicher Empfang; nur daß die Veranda geräumiger, keine Horcherinnen zur Hand waren und kein Bier gespendet wurde. Der Tuanku muda glaubte seine Würde nicht an sein Staatswams gebunden; er erschien im Sarong, der rockartigen Umhüllung des Unterkörpers, wie sie auch die Frauen tragen, und in einer weiten, formlosen, farbigen Bluse. Auf dem kurz geschorenen schwarzen Haar über dem dunkeln, runden Gesicht saß die weiße Mütze des Mekkapilgers. Er war von ansehnlicher Körperfülle, und sein fleischiges, etwas fettiges Antlitz trug angeborene Gutmütigkeit zur Schau: Auf meine in verbindlichem Tone vorgetragene Frage, ob er gegen den letzten Schritt seiner früheren Gemahlin etwas einzuwenden habe, antwortete er schnell, daß dem nicht so sei, daß sie keine Schuld an ihm habe und daher nach freiem Ermessen handeln dürfe.

Von da an schien ihn der Gegenstand meines Besuches nichts weiter anzugehen; nur hatte er seinerseits über andere Dinge Fragen zu stellen und wollte sich die Gelegenheit dazu nicht entgehen lassen. Zunächst wollte er vernehmen, welches Gehalt ich beziehe und wieviel der Hauptassistent, den er schon längst kenne, und dann begehrte er zu wissen, wieviel wohl sein alter Freund, der Administrateur der Unternehmung, jährlich ins Trodene bringe. Meine Berechnung des Ertrages der Pflanzung schien seine besondere

Teilnahme zu wecken; denn als schlauer Mann wußte er, daß manche Sachen vielerlei Beleuchtung erfahren. Ich jedoch konnte durch meine ehrliche Meinungsabgabe nicht viel verderben; war mein Urteil falsch, so beruhete dies eben auf der ungründlichen Kenntnis des Neulings. Indessen schien der Tuanku von meinen sachlichen Auskünften befriedigt zu sein, denn er entließ mich freundlich und mit der nochmaligen Versicherung, daß Simujah frei sei...

Simujah frei! So jubelte es in meinem Herzen während der Heimfahrt. Die Welt um mich herum war mir weniger als Luft, und so nahm ich keinen andern Eindruck mit nach Hause als den.

Das Nachtessen, zu dem ich heimkehrte, fand tief in der Nacht statt; aber es schmeckte mir nach dem Gelingen meiner diplomatischen Reise besser als alles, was ich zuvor in Sumatra genossen. Und die mich oben an der Treppe erwartungsvoll empfing, war nicht mehr die steinerne Sphinx von gestern. Sie lauschte mit Vergnügen meinen Berichten über die Hauptpersonen aus ihrem frühern Wirkungskreise, flocht manche erklärende und fragende Bemerkung ein und freute sich über das Eintreffen ihrer Voraussicht.

Nach und nach plauderte sie lebhafter und zutraulicher, so daß ich den Augenblick für gekommen hielt, sie um die Erklärung ihres Benehmens in der Bornacht zu bitten. Ganz unbefangen teilte sie mir mit, Scham und Scheu hätten es ihr befohlen; vielleicht auch die Furcht vor dem Unbekannten. Jetzt aber kenne sie mich als ihren Freund und jetzt gehöre sie mir an. Damit schlang sie ihre Arme um meinen Hals und legte ihre Wangen an die meine und hauchte: „Herr, ich will dich verdienen!“

In aller Stille war ein Bund geschlossen.

Die feindlichen Wogen, welche der Hadshi erregt hatte, schienen sich zu legen. Seine Frau besuchte mit Sidasil und Sidinah den Flüchtling und wurde mit viel Liebe empfangen. Die freundliche Aufnahme, die ich der Tante und den Gespielen Simujahs zuteil werden ließ, und gelegentlich verabsolgte Geschenke an die Alte taten das ihre. Der Hadshi jedoch grollte immerfort und nötigte mich, auf der Hut zu sein. Oft mischte er sich unter die in den Troden-scheunen beschäftigten Malaien, so daß ich im dichten Gedränge der Leute mit dem Gedanken zu schaffen hatte, der Alte könnte mir gelegentlich sein Messer zwischen die Schulterblätter stecken. Gegen einen solchen Anfall war ich wehrlos; von vorne sah ich jeder Gefahr ruhig ins Auge.

Ich beobachtete mich, daß ich eigentlich nur zu Hause völlig ausspannen und mich frei erholen konnte. Meine Unruhe, die sich nun für zwei sorgte, wurde noch genährt durch einen Vorfall, der mit der Flucht Simujahs in Verbindung stand.

Der arme, unglückselige Bote, der sie ihr ermöglicht hatte! Ich hatte ihn so entlohnt, daß er mein Geschenk erst gar nicht annehmen wollte, da er den Dienst der Freundin seiner Schwester gerne geleistet hätte. Nun mußte es den Nachforschungen des Hadshi gelungen sein, seine Mithilfe bei der Flucht festzustellen. Ob die Freundin Si Stef unvorsichtig gewesen oder durch Drohung zum Geständnis gezwungen wurde; ob der Wagenführer ermittelt werden konnte und die verlangten Aufklärungen gab — was für eine Schlechtigkeit begeht nicht ein Kling für ein gutes

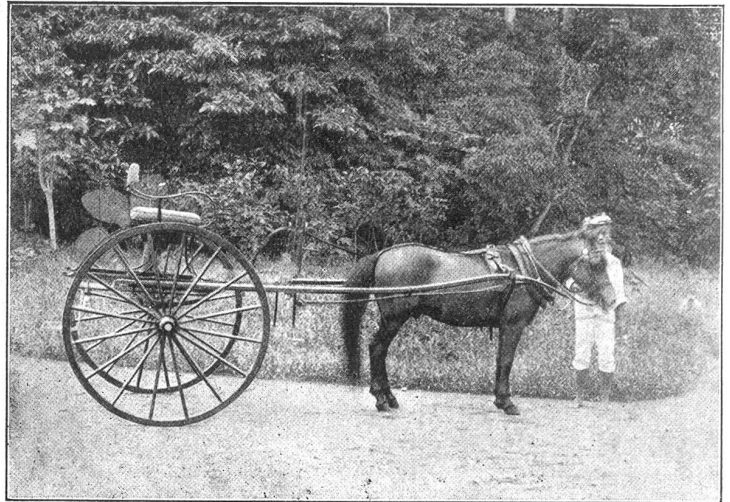
Trinkgeld! — vermochte ich nicht auszuforschen. Be- trübende Tatsache ist es, daß Lainthas Bruder plötzlich zu kränkeln anfang, immer leidender wurde und rettungs- los von seiner Familie wegstarb. In der Bereitung und Verabreichung schnell wie langsam wirkenden Giftes besitzen die Eingeborenen große Kenntnisse. Unheimlich ist seine Wirkung. Unüberführt und ungestraft übt in diesem rätselvollen Land die Privatrathe ihr treuloses Werk an Schuldigen wie an Unschuldigen.

6. Im Garten Eden.

Mein ganzes Denken war so entschlossen dem Le- ben der Gegenwart zugekehrt, daß ich mich um die Pfeile, welche die Zukunft für mich spizen mochte, nicht sonder- lich kümmerte. Morgenland und Abendland hatten sich gefunden und waren daran, sich freundschaftlich mitein- ander zu vertragen; was verschlug es, wenn dieser oder jener die Eintracht stören wollte, indem er auf Rache sann?

Erst jetzt begann ich zu fühlen, was das Leben zu geben vermag, seitdem ich es mit einem geliebten Wesen teilen durfte. Bis dahin hatte ich schlecht und recht das übliche Dasein eines europäischen Junggesellen auf einer Pflanzung Insulindes geführt, das sich in keiner Weise mit der Lebensführung in Europa vergleichen läßt. Ein- sam war ich, von der Heimat losgelöst, nur durch die dünnen Fäden brieflicher Nachrichten mit ihr verbunden, in meinem Häuschen gesessen, umgeben von farbiger männlicher Diener- schaft, die mir um so besser gehorchte und aufwartete, je deutlicher ich sie mir vom Leibe hielt. Die räumliche Ent- fernung von meinen Kollegen war zu weit, und zudem verboten mir Ruhebedürfnis und Beschäftigung mit den Büchern der Unternehmung einen geregelten Verkehr am Feierabend. Europäische Frauen waren Seltenheiten und wo sie vorhanden waren, mußte man sich ein Gewissen daraus machen, seine Ehefrau in die Einsamkeit des Ur- walds zu vergraben. Die Frauen der Administrateure hatten wenig Gelegenheit, den Angestellten die weibliche Gesellschaft in der Heimat zu ersetzen, und so fühlte ich mich häufig genug zu melancholischen Betrachtungen über mein Dasein aufgelegt und vermaß mich, meine lebendige Umgebung als Larven zu betrachten, unter denen die „einzig fühlende Brust“ vermodern mußte. Niemand war da, dem ich meine Gemütsregungen anvertrauen, dem ich mein Leid mitteilen konnte, um mich zu erleichtern und zu befreien. Ein anderes Wesen zu beglücken, indem ich es an meiner Freude teil- nehmen ließ, war mir nicht gegönnt. Ebenso fehlte mir Zeit, Kraft und innere Sammlung, um mich in Monologen zu ergehen, die ich Mutter oder Schwester hätte schicken können, und so war in mir der Entschluß gereift, wie so viele andere Europäer, ein mitfühlendes Herz unter der Weiblichkeit des Landes zu suchen, um mein Gemütsleben nicht ganz im Dienst um den Mammon untergehen zu lassen. Die Anstellung meiner ersten Haushälterin, zur Füh- rung der Hausgeschäfte, war gegen Ausrichtung eines Mo- natslohnes geschehen, und ich hatte ihr beständig auf die Finger zu sehen.

Nun war Simujah mir zur Seite, verschah eine Ver- trauensstellung und bot mir bald die Behaglichkeiten einer Lebensgemeinschaft, wie man sie nur von der Ehe erwarten kann, wo jeder Teil des andern vertrauester und teilneh-



Des Affiktens Leibgefährt.

mendster Freund ist. Der Einsiedler fühlte wieder das Walten einer kundigen Hand im Haushalt. Wie eine Mutter hielt mir Simujah Kleider und Wäsche in Ord- nung, was im Orient wichtiger ist als bei uns. Ein Mensch war in meiner Nähe, der über Bedientenpflicht hinaus für mein leibliches Wohl besorgt war und in Krankheitsfällen mich pflegte; eine fühlende Seele, der ich Anmut und Sor- gen mitteilen konnte. Dafür schenkte ich ihr mein Vertrauen und ließ sie an meiner Denk- und Gefühlsweise teilnehmen, was, wie ich sofort wahrnahm, auf sie befreiend und er- mutigend einwirkte. Ohne daß ich es wollte, erzog ich sie zur Lebensgefährtin, die ihre Aufgabe von Tag zu Tag gewissenhafter und besser löste.

So lag es mir auch ferne, wie andere Schicksals- genossen eine indische Heirat einzugehen, die immer auf einem tragischen Untergrund ruht, und zwar, je inniger die Verbindung ist, um so tragischer, da eine mehr oder weniger nahe Lösung in sicherer Aussicht steht, indem der Mann als Europäer nach einigen Jahren in seine Heimat zurückkehrt, deren Lodung ihn kaum je zur Ruhe kommen läßt. Ich glaubte mich in dem seltenen Falle zu befinden, wo die neue Heimat ihre Fesseln so fest anzieht, daß der Gefangene nicht mehr entfliehen will und zuletzt auch nicht mehr kann.

An ein weiteres natürliches Verhältnis, das sich aus der Geburt von Kindern ergibt und einen tiefen Schatten auf solche Wildlandehen wirft, indem die Frage sich auf- tut, wem die Kinder folgen und angehören sollen, ob dem weißen Vater oder der dunkeln Mutter, nach dem Ozeident oder dem Orient, dachte ich freilich damals nicht. Der Ge- danke an das Kind stand mir vielleicht darum so ferne, weil Simujah mir trotz ihres Schicksals selbst als ein Kind vorkam, das ich zu beschützen hätte.

Allerdings war ich auch weit davon entfernt, das Insulinde eigentümliche Verhältnis der indischen Heiraten von Europäern mit malaiischen, javanischen und japanischen Frauen, die ohne Priester und ohne Zivilstandsamt vorüber- gehend geschlossen werden, zu verurteilen; denn sie sind ein Opfer, welches das Tropenleben dem Europäer nun einmal auferlegt und das ihm selbst die tiefsten Wunden schlägt. Anders verhält es sich mit den Chinesinnen und Kalingalesinnen, die nach jahrtausendalter Ueberlieferung so



Bremen. — Marktplatz.

sehr das Eigentum ihres Mannes und Gebieters werden, daß ihre Heimat da ist, wo er sich befindet, was die Witwenverbrennung in Vorderindien mit grausamer Tragik bestätigt.
(Fortsetzung folgt.)

Das alte und junge Bremen.

Von Orrie Müller.

Uralte Stadt am grauen Strom,
Verwittert Giebelwerk und Zinnen;
Und blickt doch zum gewölbten Dom
Des Nordhimmels auf voll Minnen,
Als wärest du die junge Braut,
Die sich begibt der spröden Wehre,
Daß sie vom Gott, vor dem ihr graut,
Halbgöttliches Geschlecht gebäre.

Mit diesen Worten hat einer der berufenen Söhne der alten Stadt am freien Weserstrom, Rudolf Alexander Schröder, sein Preislied auf Bremen begonnen. Und in der Tat! Diese Stadt an der Weser trägt ein doppeltes Gesicht: Sie ist alt und jung zugleich! — Wenn man daher der Charakterisierung ihres Wesens Gerechtigkeit widerfahren lassen will, so müßte man demnach von einem alt-jungen Bremen sprechen; denn auf Schritt und Tritt begegnen dem Fremden, der nach Bremen gelangt, die Zeugen einer stolzen Vergangenheit in lebendiger Verquickung mit dem kraftvollen Wirken der Gegenwart. So steht auf dem Marktplatz zu Bremen der Roland, das älteste und bedeutungsvollste unter den historischen Denkmälern dieser Stadt, umbrandet von den Wogen des Verkehrs, unberührt von dem ewig wechselnden Gang der Jahrhunderte. Und so blickt auch hier, unerreicht in seiner Schönheit, das Meisterwerk Lüder von Bentheims, die im prachtvollen Renaissancestil errichtete Rathausfassade voll stolzer Ruhe auf die geschäftige Hast des über den Marktplatz dahinbrausenden Lebens herab. Dem Rathaus gegenüber erhebt sich der Schütting. Der Giebel dieses Hauses trägt die Jahreszahl 1594, und immer noch ist dieses Gebäude, das von jeher der Versammlungsort der bremischen Kaufmannschaft gewesen ist, seiner alten Bestimmung treu geblieben; denn der Schütting ist der Sitz der Handelskammer. Hier konzentrieren sich die Interessen des bremischen Handels, der in der Verbindung mit der bremischen Schifffahrt,

alle Länder der Erde umspannt und der Stadt mit dem Schlüsselwappen die große Bedeutung verleiht, die ihr, als eines der Aus- und Eingangstore Deutschlands, in volkswirtschaftlicher und in handelspolitischer Beziehung, zugesprochen werden muß. Hinter dem Schütting ist die alte Böttcherstraße in ein neues Gewand gekleidet worden: auf der einen Seite das Paula Beder-Moderjohn-Haus, ein moderner Bau, ein echtes Kind dieser in ewiger Unruhe zudenden Zeit, auf der anderen Seite das Hag-Haus, ein in vornehmer und ruhiger Geschlossenheit ragendes Meisterwerk bremischer Baukunst. Neben dem alten Dom entstand nach jahrelanger Pause, bedingt durch Krieg und Inflation, ein neuer Bau, die „Glocke“, die mit ihren schönen Räumlichkeiten in besonderem Maße dem kulturellen Leben der alten Handelsstadt, insbesondere der Musik dient. Und wenn wir unsere Schritte aus der inneren Stadt hinauslenken, umgeben uns plötzlich blühende Gartenanlagen. Die reizvollen Bilder des an gartenarchitektonischen Schönheiten reichen Walls entzünden unser Auge. Hoch über den grünen Bäumen dreht lustig im Winde eine alte Mühle ihre Flügel. — Gegensätze überall! —

Das alte und das junge Bremen stehen in so glücklicher Verbindung miteinander, daß das eine von dem anderen nicht mehr getrennt werden kann. Es ist bremische Eigenart: konservativ und fortschrittlich zugleich zu sein! So widerspruchsvoll diese Behauptung auch klingen mag, sie entspricht den Tatsachen, die der Besucher dieser Stadt auf allen ihren Lebensgebieten beobachten kann, möge sich sein Interesse der Kunst und Kultur, oder der Schifffahrt, dem Handel oder anderen Zweigen der Wirtschaft zuwenden. Bremen spielte zur Zeit der Hanse eine bedeutende Rolle, die es auch nicht aufgab, als die Macht der Hanse gebrochen wurde. Im zielbewussten Streben ist Bremen seiner Aufgabe, Schifffahrt zu treiben, treu geblieben. So gründete 1827 Bremens genialer Bürgermeister Johann Smidt die Tochterstadt an der Unterweser, Bremerhaven, mit ihren großzügigen, für den Ueberseeverkehr errichteten Hafenanlagen, und so rief 1857 Consul H. S. Meier die bremische Großreederei, den Norddeutschen Lloyd ins Leben, der einen so gewaltigen Aufschwung nahm, daß er in den letzten Jahren vor dem Kriege in der Passagierbeförderung an erster Stelle unter den Schifffahrtsunternehmungen der Welt stand. Aber auch der Weltkrieg hat den bremischen Unternehmungsgeist, den



Bremen. — Stadtaussicht.